

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Wilhelm Anton Wegener: Die Grenzen des Landes Lebus.

den Bauarbeiten hindernd in den Weg traten. Der Kilometer dieser Bahn hat ungefähr drei Millionen Mark gekostet, eine im Gegensatze zu anderen Stadtbahnen geringe Summe. Gerade hieraus ergibt sich für den Fleiß, die Umsicht und die Sorgfalt der Bauleitung ein glänzendes Zeugnis.

Meine Damen und Herren! Ich bin hiermit am Schlusse meines Vortrages angelangt, und würde mich freuen, wenn Sie aus demselben ersehen haben, dass auch Produkte von so geringem Aussehen wie der Portlandzement Aufmerksamkeit und Beachtung verdienen und wert sind, dass man sich ihren Werdegang vor Augen führt. Hoffentlich bietet sich Ihnen Gelegenheit, die Rüdersdorfer Portlandzement-Fabrik als die nächste bei Berlin einmal aus eigener Anschauung kennen zu lernen und sich den gewaltigen Umfang des Betriebes vor Augen zu führen.

## Die Grenzen des Landes Lebus.

Von Wilhelm Anton Wegener.

Wann ist das Land Lebus an die Mark Brandenburg gekommen? Diese Frage beantwortete Samuel Buchholz in dem „Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg“, II, 157, im Jahr 1765 mit folgenden Worten: „So gewiss die Erwerbung der Landschaften Lebus und Sternberg von Markgraf Johann und Otto III. gemacht worden, denn darüber sind alle Schriftsteller einig, so dunkel sind doch die eigentlichen Umstände der Gelegenheit und der Zeit davon. Dass es durch einen Kauf geschehen, sagen sie alle, ausgenommen die polnischen und schlesischen Schriftsteller, die nur von einer Versetzung wissen wollen. Indessen kann beides wahr sein, zumal, wenn man die verschiedenen Jahre betrachtet, darin eines von beiden geschehen sein soll. Der eine nimmt das Jahr 1248, der andere 1252 und noch andere 1260 für die Zeit an, welche Zahlen aber so zu vereinigen wären, dass in allen diesen Jahren Traktaten deshalb gepflogen worden, da in den ersten beiden nur Herzog Boleslaf allein erst wegen der Verpfändung und hernach wegen des Verkaufs gehandelt, in dem letzten Termin aber die Einstimmung der übrigen schlesischen Herzöge dazu gekommen. Es ist das um desto wahrscheinlicher, weil man niemals findet, dass sich ein schlesischer Fürst bemüht, diese Länder als Stücke von Schlesien



wiederzubekommen. Und sie konnten auch nicht, denn sie teilten sich gar bald in noch mehr kleine Fürstentümer und lebten noch dazu in grossen Uneinigkeiten, darin sie sich so schwächten, dass alle Gedanken auf eine Einlösung wegfallen mussten, wenn auch bloss eine Verpfändung geschehen, die die Märkischen Geschichtsschreiber gleichwohl zu leugnen und den wirklichen Kauf zu behaupten ebensoviel Recht haben, da noch nie einige Urkunden darüber zum Vorschein gekommen.“

Diese Ansicht von Buchholz scheint der Wahrheit nahe zu kommen, denn im Jahre 1863 ist von Riedel im Codex diplomaticus Brandenburgensis, A, XXIV, 336—338, eine Urkunde des Herzogs Boleslafs von Schlesien und Polen veröffentlicht worden, welche in Liegnitz am 20. April 1249 ausgestellt ist und darauf hindeutet, dass die Versetzung des Landes Lebus an die Markgrafen von Brandenburg damals schon ins Werk gesetzt war. Auch M. Zeiller hat nach einem schlesischen Chronisten in seiner 1648 verfassten Beschreibung von Brandenburg und Pommern (Merians Topographie) die Jahreszahl 1248 für die Zeit der Versetzung. In der Urkunde vom 20. April 1249 schliesst der Herzog Boleslaf einen Vertrag mit dem Magdeburger Erzbischof Wilbrand ab, in welchem die Bestimmung enthalten ist, dass der Herzog dem Erzbischof und seiner Kirche den einen und unteren Endteil von dem Schloss Lebus, die Hälfte halb, und ebenso die Hälfte der Stadt und des ganzen zu dem Schloss gehörigen Bezirkes zu beiden Seiten des Oderflusses halb zuspricht, während er selbst die andere Hälfte halb für sich behielt. Man teilte also die Hälfte zu gleichen Teilen und jeder erhielt ein Viertel des Landes Lebus, folglich hatten die Markgrafen von Brandenburg schon damals die andere Hälfte inne, was recht wohl durch einen früheren Vertrag geschehen sein kann. Als Besitzer oder Mitbesitzer des Landes Lebus werden die Markgrafen von Brandenburg zuerst in einer Urkunde vom 7. März und 24. April 1252 genannt.

Von grösserer Wichtigkeit ist die Urkunde vom 20. April 1249 aber durch die älteste Angabe der Grenzen des Landes Lebus. Riedel hat diese lateinische Urkunde aus dem Codex St. Mauritii in dem Herzoglichen Landesarchiv von Bernburg genommen, und die Stelle, welche die Grenzangabe enthält, ist auch in einer anderen Urkunde in Riedels Codex (B, II, 113) in einer späteren deutschen Übersetzung enthalten. Als der Erzbischof Otto von Magdeburg am 10. August 1336 dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg einen Lehnbrief erteilte, nahm er die Grenzangabe des Landes Lebus aus der alten Urkunde in den Lehnbrief mit auf. Jedoch sind in dieser Urkunde von 1336, welche Riedel nach dem Original des Magdeburger Provinzialarchivs abdrucken liess, die geographischen Namen in der Schreibweise von den in der Urkunde von 1249 enthaltenen Namen ein wenig abweichend. Beide Grenzangaben folgen hier, indem sie nebeneinander gestellt sind.



## Urkunde von 1249.

Hii autem sunt termini Castrilubus, uersus poloniam ex illa parte Odere a flumine, quod vocatur Nothes, incipiunt in prato, quod vocatur Guba, et procedunt in Rudna et Rogi et usque ad lacum wandrine et usque Slauice et usque Preslice, quod est inter magnam villam et Molosson. Item usque Pozirzadlo, post hec ubi Schuga pilscha intrat magnam pilscham. Item usque Sirze et usque Rampice. Ex ista parte odere incipiunt in konothope usque ad lacum altiorrem trebule et per viam, que ducit de Gubyn usque lypa. Dehinc ad Powodeicers, post hec inter Corasno et Splawe, Deinde ubique in Osdra, de Osdra Spreua fluius per medium usque in prelauki. Item ubique in Lecnici. Item ubique in Köpnucci. Item per Stobrauam fluium usque in Odrizam. Preterea attinent lubus ista loca Castrorum sita infra terminos prenotatos Chynez et terra, que attinet, Kosterin cum tota terra attinente, Deinde Torum, deinde Ponzin, deinde Bucowe, deinde platkou.

## Urkunde von 1336.

Diz sint dye ende vnde scheidunge des landes vnde des huses tzu Lebus: tzu Polenen wart vf dye halp der Odere, von eyme wazzere daz heyzet Nothes, dye erheben sich an eyner Wisch, dye heyzet dye Guba, vnde get tzu Kudnaz vnde Rughi wen an dye Se Wandtine, vnde tzu Slauite vnde Preslite, daz is zuschen deme grozen dorfe vnde Molossen, Ouch gen sye biz tzu Poruzadla, dar na, da dy Schucha Pilscha ged in die grozen Pilsgam, Vortme bez tzu Zirtze vnde bez Rampite, Vf dese halp der Odere beginnen se tzu Konothope bez tzu dem oberen Se Tribule, vnde ober den wech, die da ged von Gubin bez tzu Lipa, vort bez tzu Powodtitus, dar na zusche Carasne vnde Spreawe, darna bez tzu Osora, von Osora das halpteydel des wazzers der Sprewa bez tzu Prelauki, Vort mer bez tzu Lecniti, vort bez tzu Copermiti, ouch gen sye ober daz wasser Stobraua bez tzu Odrizam, Vort mer horet auch tzu dem lande tzu Lebus dese vesten vnde Stede, Chinetz vnde daz land, daz dar tzu hort, Kusterin med alle dem lande, das dar tzu hort, Thorim, Ponzin, Ruckowe vnde Plakou.

In neuhochdeutscher Übersetzung hat die Stelle der Urkunde von 1249, mit Einfügung der jetzigen geographischen Namen für die alten Namen nach der Auslegung des Verfassers dieser Darlegung, folgenden Wortlaut: „Diese Grenzen des Schlosses Lebus sind folgende. Nach Polen zu beginnen sie auf jener Seite der Oder bei dem Fluss, welcher Warthe heisst, an einer Bruchwiese, welche Guba heisst, und gehen dann nach Rauden und Reichen und bis zum Wandernschen See und bis Wallwitz und bis Beelitz, welches zwischen dem Grossen Dorf



(Sternberg) und Malsow liegt. Dann bis nach Bottschow, hiernach wo die Kleine Pleiske in die Grosse Pleiske geht. Ferner bis nach Sierzig und bis nach Rampitz. Von der anderen Seite der Oder beginnen die Grenzen bei Kontopmühle und gehen bis zu dem Kleinen Treppelsee und über den Weg, welcher von Guben nach der Leipe (Beeskow) führt. Von hier nach Weichensdorf, hiernach zwischen Karras und Glowe, dann in gerader Richtung nach dem Ölsefluss, von dem Ölsefluss der Fluss Spree in der Mitte bis nach Fürstenwalde. Ferner in gerader Richtung nach der Köpernitz. Ferner den Fluss Stobber hinab bis zu der Oderitz. Ausserdem gehören zu Lebus alle jene Schlossstellen, welche innerhalb der vorher angegebenen Grenzen liegen, Kienitz und das Land, welches dazugehört, Küstrin mit dem ganzen dazugehörigen Land, dann Worin, dann Garzin, dann Buckow, dann Platkow.“

Bei den Namen in den Urkunden von 1249 und 1336 ist es im hohen Grade auffällig, dass dieselben eine ganz altertümliche Klangform und Schreibweise haben, wie sie in der Zeit der Ausstellung dieser Urkunden zum Teil wohl kaum mehr üblich waren. Diese Beobachtung führt auf die Vermutung, dass die Namen in beiden Urkunden aus einem älteren Schriftstück in die Urkunden ohne genauere Berücksichtigung der späteren Schreibweise aufgenommen sind. Und wie wäre diese Erscheinung zu erklären? Schrieb man 1249 oder 1336 die alten Namen der Gewässer und besonders der Ortschaften in eine neuere Form um, so konnten sich hieraus bei einem entstandenen Streit bedeutendere Schwierigkeiten zur Schlichtung desselben ergeben, denn es handelte sich hierbei um die Grenzangabe eines ganzen Landes. Aus diesem Grunde behielt man in den Urkunden die alten Namen bei und fügte nach der Grenzangabe noch zur Vorsicht in der Urkunde von 1249 die Worte hinzu: „Wenn man aber in Wahrheit erkannt hat, dass an irgend einer Stelle die Grenzen weiter sind, als in diesem Privileg ausdrücklich festgesetzt ist, so sollen wir in Betreff derselben nach gemeinsamer Übereinstimmung und Beratung eine Erweiterung vornehmen und unter uns zu gleichen Teilen so teilen, wie das andere geteilt ist.“ Die Ortschaften hatten in älterer Zeit mitunter mehr oder weniger Malhufen oder Landteile als in neuerer Zeit und daher lag in der Aufnahme der alten Namen in die Urkunden wohl die Bedeutung, dass man hiermit die Ortschaften, wie sie in älterer Zeit waren, mit ihrem Besitztum und Umfang bezeichnen wolle.

Im einzelnen mögen zur Erklärung der geographischen Namen folgende Bemerkungen hinzugefügt sein. Dass die Warthe in ihrem unteren Teil bis Küstrin hin in älterer Zeit auch den Namen Nothes oder Netze führte, ist aus der Grösse und Bedeutsamkeit der Netze leicht zu erklären. Die Grenzen des Landes Lebus begannen nun hier an einer Wiese des Warthebruches im Kreis Oststernberg und gingen zuerst



nach Süden zum Wandernschen See, welcher in der Nähe des Dorfes Wandern liegt, und dann nach Westen zwischen Malsow und Sternberg hindurch über die Grenze der Kreise Oststernberg und Weststernberg. Sternberg wird in beiden Urkunden nur als das Grosse Dorf bezeichnet, hieraus aber ist ersichtlich, dass dieser Ort schon in älterer Zeit von Bedeutung war. Von Beelitz aus wandte sich die Grenzlinie nach Südwesten bis zur Oder hin. Das auf dieser Grenzlinie genannte Vorwerk Sierzig liegt bei Sandow. In der Nähe der Kontopmühle bei Kreesem im Kreis Weststernberg überschritt die Grenzlinie die Oder und ging in nordwestlicher Richtung durch den Kreis Guben bis zum Kleinen Treppensee. Dieser See und der nordwärts von ihm gelegene Grosse Treppensee, durch welche die nach Müllrose gehende Schlaube fließt, liegen an der Grenze der Kreise Guben und Lübben. Im Kreis Lübben führte die Grenze in südwestlicher Richtung nach dem bei Reudnitz gelegenen Vorwerk Weichensdorf, urkundlich auch Weichersdorf genannt, jetzt Bahnstation. Auf dieser Linie ging die Grenze über den von Guben nach Beeskow führenden Weg. Die Liepe oder Leipe war nach Beeskower Urkunden ein von dieser Stadt südwärts gelegenes Grenzterrain mit einem See, dem Leipse. In der Nähe dieses Terrains führte von Osten her bei Kummrow eine Furt über die Spree, welche auf der Preussischen Generalstabkarte von 1846 verzeichnet ist. Zwischen Karras und Glowe, letzteres Dorf im Kreis Beeskow-Storkow gelegen, nahm die Grenzlinie ihre Richtung nach Norden, nach Beeskow zu, wo das Ölsefluss rechts in die Spree geht, und behielt diese Richtung inmitten der Spree bei, bis sie zwischen den Kreisen Beeskow-Storkow und Lebus mit dem Lauf der Spree eine nordwestliche Richtung bis zur Löcknitz annahm und hierbei über Fürstenwalde ging. Dass Prelauki ein älterer Name für Fürstenwalde war, scheint aus dem Namen des nördlich von Fürstenwalde, aber nicht an der Spree gelegenen Vorwerks Palmnicken hervorzugehen, welches früher mit Fürstenwalde vielleicht denselben Namen gehabt hat. Dort, wo die Spree hinter Fürstenwalde die Biegung nach Westen macht, sprang die Grenze zur Löcknitz über und ging in nordöstlicher Richtung die Löcknitz entlang bis zur Köpernitz, dem Abfluss des Roten Luches von Heidekrug abwärts bis Liebenberg. Nach den Urkunden hat auch ein Wald dort bei Müncheberg den Namen Köpernitz. Die Köpernitz und die Stobberow oder Stobber entlang lief die Grenzlinie dann zur Oderitz. Die Oderitz kommt aus der im Norden von der Stadt Lebus gelegenen Gegend, geht in nordwestlicher Richtung durch das Oderbruch und mündet nördlich von Wriezen in die Alte Oder. Dieser Fluss hat seinen alten Namen Oderitz längst verloren, jedoch für seine einzelnen Teile verschiedene Bezeichnungen erhalten, Alte Oder, der Strom, dann wieder (bei Gusow) Alte Oder, der Kanal, der Friedländer Strom und (vor Wriezen) der



Alte und der Neue Kanal. Da auf dem linken Ufer der Stobber auch noch Gebietsteile des Landes Lebus lagen, so wurden diese Teile durch die Angabe der Ortschaften Garzin und Buckow in der Urkunde hinzugefügt. Weiter im Norden waren die Bezirksgrenzen von Worin, Platkow, Kienitz und Küstrin auch die Grenzen des Landes Lebus. Dass Worin, welches von der Nordgrenze etwa zwei Meilen ablag, Bezirksort war, ist aus anderen Urkunden nicht nachzuweisen, doch spricht hierfür eine Urkunde von 1358, in welcher gesagt ist, dass der Hofmeister in Worin die Provinzial- oder grossen Gerichte in Alt-Rosenthal dreimal im Jahr abzuhalten hätte, was früher wohl auch noch in anderen Ortschaften geschehen sein mochte. Ein „Platkower Landbezirk“ aber ist ausdrücklich in einer Urkunde von 1229 bezeugt. Das im Oderbruch gelegene Kienitz und die Stadt Küstrin sind als Bezirksörter in der märkischen Geschichte bekannt. Somit waren die Grenzen des Landes Lebus in allen Teilen und nach allen Himmelsgegenden durch die Urkunden von 1249 und 1336 sicher bestimmt.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Die 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.** In Luckau, der Hauptstadt der alten Markgrafschaft Lausitz, fand am 2. Juni dieses Jahres die 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde unter reger Beteiligung statt. Von Guben, wo die Gesellschaft ihren Hauptsitz hat, von Cottbus, Forst, Lübben, Sorau, Lieberose, ferner von Berlin, Charlottenburg, Erkner und Dresden, waren die Mitglieder herbeigeeilt, um an den Sitzungen auf dem Schlossberge und im Gymnasium teilzunehmen, und ausserdem beteiligten sich eine grosse Anzahl Luckauer Bürger an den Veranstaltungen der Gesellschaft.

Verschiedene Teilnehmer waren bereits am zweiten Pfingstfeiertage in Luckau eingetroffen und unternahmen nach einem Rundgange durch die Stadt einen Ausflug nach dem benachbarten Dorfe Freesdorf, bei dem sich ein grosser slavischer Burgwall, hier Borchelt genannt, erhebt. Die Anlage besteht aus einem Rundwall von 6—7 m Höhe und einem Längsdurchmesser von 80 Schritt und einem 100 Schritt nördlich davon belegenen, halbmondförmigen Vorwall und ist fast ringsum von Sumpf umgeben. Der Zugang war allem Anschein nach von der Südseite, wo ein Teil des Rundwalls bereits abgetragen ist, und konnte in früherer Zeit nur zu Kahn erreicht werden, denn nach der Erinnerung älterer Bewohner von Luckau war der Borchelt noch vor 40 Jahren ganz von Wasser umgeben, so dass sich zwischen Vorwall und Rundwall eine Art Hafen befand, wo die flüchtigen



Wenden einst ihre Fahrzeuge unterbrachten. An den Stellen, wo der Borchelt abgetragen ist, tritt das Aufschüttungsmaterial — mit Lehm vermischte Erde, Brandschutt und Wirtschaftsabfälle — deutlich zu Tage.

Nach der Rückkehr von dem Ausfluge vereinigten sich die Teilnehmer mit den inzwischen eingetroffenen Mitgliedern im „Goldenen Ring“ zu gemütlichem Beisammensein.

Am nächsten Tage wurden vor Beginn der geschäftlichen Sitzung frühzeitig die Sehenswürdigkeiten Luckaus in Augenschein genommen. Zuerst die mächtige Stadtkirche, ein dreischiffiger Backsteinbau mit hohen Hallen und Chorumgang. Zahlreiche Epitaphien von Bürgermeistern und Pastoren Luckaus schmücken die Pfeiler des Chors und die Wände des Umgangs und der Seitenschiffe, roh bemalte Emporen tragen die Bogen für die Gutsherren der Ratsdörfer und für die Innungen, und über dem Rats-Chore erhebt sich die imposante Orgel, die 140 Stimmen enthält. Von besonderer Bedeutung sind die Kanzel aus Sandstein, die mit bronzierten Skulpturen aus der heiligen Geschichte geschmückt ist und von den Figuren des Moses und Aaron getragen wird; der von Herrn von Stutternheim 1653 geschenkte Taufstein mit holländischen Malereien; eine Darstellung des heil. Abendmahls in der Predella, auf der an Stelle eines Jüngers ein Prediger im Talar und Püffchen erscheint und eine Doppelwendeltreppe, die zum Schusterchor hinaufführt und es zwei Personen gestattet, gleichzeitig und ungesehen zu demselben Endpunkt zu gelangen. Ausserdem befinden sich in der Sakristei alte wertvolle Abendmahlgeräte, darunter eine gotische Monstranz und ein stark vergoldetes Ciborium. Darauf wurde das Rathausarchiv besucht, wo verschiedene Urkunden, die älteste von 1290, Briefe von Philipp Melancthon, seltene Drucke und ein emailliertes Reliquienkästchen aufbewahrt werden. Letzteres soll der Stadt von Kaiser Karl IV. geschenkt worden sein; es besteht aus stark vergoldetem Kupfer und zeigt die Form eines Gebäudes mit spitzem Dach und gotischem Dachreiter, die Aussenwände sind mit Heiligengestalten in farbigem Email geziert. Der Wert des Kästchens, das in Byzanz oder Venedig gefertigt sein dürfte, ist von Sachverständigen auf 30 000 Mk. geschätzt worden. Dann begaben sich die Teilnehmer in die Kellerräume des Rathauses, wo sich neben einem Schanklokale, dem Luck'schen Bums, ein altes Verliess befindet, ein von Kreuzgewölben überspannter fensterloser Raum, in dem mehrere Nischen mit Hals- und Fuss-eisen erhalten sind. Nach der Überlieferung hat dieser Raum als Gefängnis und Folterkammer für schwere Verbrecher gedient. In einem benachbarten Raum wird ein Riehtrad mit der Jahreszahl 1565 aufbewahrt.

Die geschäftliche Sitzung der Gesellschaft fand um 10 Uhr vormittags auf dem Schlossberge statt. Nach dem Geschäfts- und Kassenbericht wurden an Stelle der verstorbenen bzw. ausgeschiedenen Vorstandsmitglieder Graf Pourtalès auf Laasow und Bürgermeister Driefert-Cottbus in den Vorstand gewählt. Der erste Vorsitzende Prof. Jentsch-Guben erstattete sodann Bericht über den Stand der Museumsangelegenheiten in Cottbus und teilte mit, dass der Magistrat dieser Stadt bereit sei, die der Niederlausitzer Gesellschaft gehörige Sammlung in besseren Räumen als bisher unter-



zubringen. Die Versammlung bewilligte die hierfür erforderlichen Mittel, ferner einen Zuschuss von 30 Mk. zum Virchow-Denkmal. Archivrat Dr. Lippert berichtete über die vom Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg ausgegangene Anregung, die kleineren Archive in Städten und Schlössern zu inventarisieren und machte nach dem Muster der kürzlich für Baden erfolgten Inventarisierung Vorschläge für die der Niederlausitzer Archive. Als Versammlungsort für die nächste Hauptversammlung wurde vorläufig Alt-Döbern gewählt.

Die darauf folgende öffentliche Versammlung in der Aula des königlichen Gymnasiums war zahlreich von Einwohnern Luckaus mit ihren Damen besucht. Prof. Jentsch eröffnete die Sitzung mit einem Rückblick auf die Tätigkeit der Niederlausitzer Gesellschaft, wobei er besonders Rudolf Virchows gedachte, der die Anregung zur Gründung der Gesellschaft gegeben und an dieser Stelle vor 25 Jahren eine Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft geleitet habe. Die Wirksamkeit der Niederlausitzer Gesellschaft werde allgemein anerkannt, dies zeige die beständig wachsende Mitgliederzahl und das Interesse, das verwandte Gesellschaften und Vereine ihr entgegenbringen. Von der Tätigkeit legen auch die Sammlungen in Guben und Cottbus Zeugnis ab. Die Erwähnung dieser Sammlungen gab dem Vorsitzenden Veranlassung über die allerorten ins Leben tretenden Ortsmuseen einige Worte zu sagen. Er hob die Wichtigkeit und den Nutzen derartiger Sammlungen hervor, betonte aber, dass sie unter sachkundige Leitung und möglichst unter staatliche Kontrolle gestellt werden müssten. Durch Sonderausstellungen und Vorträge müsse der Sinn für Erhaltung vorgeschichtlicher Altertümer geweckt und gefördert und der Sinn für Heimatkunde belebt und gefestigt werden.

Im Namen der Stadt Luckau begrüßte Dr. Wiessner die Gesellschaft, als Vertreter des Kgl. Museums für Völkerkunde überbrachte Dr. Götze, als Vertreter des Märkischen Museums Dr. G. Albrecht und als Vertreter der „Brandenburgia“ Robert Mielke Grüße und Glückwünsche, worauf Prof. Jentsch unter Hervorhebung der einzelnen Beziehungen zu den genannten Körperschaften dankte. Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. Petersen-Luckau über das Treffen bei Luckau am 4. Juni 1813, durch welches der Marsch Oudinets auf Berlin aufgehalten wurde. In fesselnder Weise schilderte der Vortragende den Gang der für die preussischen Waffen denkwürdigen Schlacht und sprach den Wunsch aus, dass in der Kalauer Vorstadt, wo der Kampf am heftigsten tobte, ein Denkstein zur Erinnerung errichtet werden möchte. Dr. Götze-Berlin legte dann Photographien von einem Grabfunde bei Trebbus (Kr. Luckau) vor, wo sich ausser verschiedenen Gefässen auch eine starke Scherbenlage vorgefunden habe, deren einzelne Teile zusammengesetzt worden seien und zwei grosse Gefässe von 60 bzw. 115 Lit. Inhalt ergeben haben, und Busse-Fangschleuse forderte unter Vorlegung seiner umfangreichen Sammlung von Steinwerkzeugen aus der Mittelmark zur eifrigen Sammeltätigkeit in dieser Hinsicht in der Niederlausitz auf. Mielke-Charlottenburg hielt einen interessanten Vortrag über das deutsche Dorf, in dem er die Entwicklung der Dorfanlage und des Bauernhauses von den ältesten Zeiten an schilderte, und Direktor Dr. Weineck gab unter Zugrunde-



legung eines grossen Gräberfundes in Neu-Zauche (Kr. Lübben) eine Übersicht über die Typen der Lausitzer Gräberfelder.

Nach altgewohnter Sitte folgte auf den wissenschaftlichen Teil der Hauptversammlung ein Festmahl, das im Gartensaale des Schützenhauses stattfand und ungefähr 80 Teilnehmer bis in die Abendstunde vereinigte. Während der Tafel sprachen Prof. Jentsch auf den Landesherrn, Landrat von Manteuffel auf die Niederlausitzer Gesellschaft, Superintendent Böttcher auf die Stadt Luckau, Bürgermeister Schlesier-Luckau auf den Vorstand, Oberprediger Krüger-Lieberose auf die Gäste und Oberlehrer Richter auf die Damen. Am Abend fand eine gesellige Vereinigung der Teilnehmer im „Hain“ statt.

Dr. Gustav Albrecht.

**Ergänzung zum Protokoll des 27. Mai 1903.** In der 5. (2. ordentl.) Versammlung wurde, wie bereits auf S. 216 mitgeteilt worden ist, der 20. Band des „Helios“ vorgelegt, Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirkes Frankfurt (Museums-Gesellschaft) zu Frankfurt a. d. Oder. Mit Berichten der Naturwissenschaftlichen Vereinigung zu Guben und Beiträgen von Albrecht, Brand, Klittke, Matzdorff, Ochsenius. 1 Kartenbeilage, 4 Tafeln, 3 Abbildungen im Text und Gesamt-Inhalts-Verzeichnis zu den Bänden XI—XX. Berlin. In Kommission bei R. Friedländer & Sohn 1903. — Die Sitzungsberichte des vorliegenden Bandes geben einen Überblick über die Tätigkeit des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt, der ausser der Naturkunde auch das Studium der Heimatkunde, der Vorgeschichte und der einheimischen Industrie in sein Arbeitsgebiet gezogen hat. Wissenschaftliche und gemeinverständliche Vorträge, Referate über Exkursionen und Ausgrabungen und Vorlagen von Gegenständen aus den genannten Gebieten füllen die monatlichen Versammlungen des Vereins aus, dessen Ziele und Bestrebungen denen der „Brandenburgia“ eng verwandt sind. Unsere Gesellschaft hat bei ihrem Besuch\*) in Frankfurt a. d. O. am 11. Mai 1902 Gelegenheit gehabt, eine grosse Zahl der Mitglieder des Vereins sowie das von diesem ins Leben gerufene Naturwissenschaftliche Museum kennen zu lernen, und beim Zusammensein der Teilnehmer aus Berlin und der Herren aus Frankfurt in der Aktienbrauerei wurde auch der Gedanke angeregt, dass die beiden wissenschaftlichen Vereine in Frankfurt in einen engeren Zusammenhang mit der „Brandenburgia“ treten möchten, um in gemeinsamer Arbeit erfolgreich auf dem Gebiete der Heimatkunde wirken zu können. Diesem Gedanken ist auch in dem vorliegenden Bande des „Helios“ Ausdruck gegeben, indem ausser einem längeren Bericht über den Besuch der „Brandenburgia“ in Frankfurt, in dem sich eine diesbezügliche Stelle findet, auch ein Referat des Unterzeichneten über die 3. (2. ordentl.) Versammlung des 11. Vereinsjahres der „Brandenburgia“ abgedruckt ist, worin es heisst: „Die liebenswürdige Aufnahme von seiten der beiden wissenschaftlichen Vereine lasse hoffen, dass das Bestreben der „Brandenburgia“, mit den Vereinen der Provinz gemeinsam auf dem Gebiete der Heimatkunde zu wirken, von Erfolg

\*) Vgl. Monatsbl. XI, S. 129 ff.



gekrönt sein werde. Dieses gemeinsame Arbeiten wird in nächster Zeit dringend notwendig sein, denn wie der Vorsitzende mitteilte, hat der Vorstand und Ausschuss der „Brandenburgia“, in seiner letzten gemeinsamen Sitzung beschlossen, die Herausgabe der geplanten Brandenburgischen Landeskunde bei den massgebenden Persönlichkeiten zu befürworten, und einen Arbeitsausschuss gewählt, der die bisher von privater Seite in Angriff genommenen Vorarbeiten weiter fortführen und ein Arbeitsprogramm aufstellen soll. Dieses soll später allen in Frage kommenden märkischen Vereinen und Gesellschaften mitgeteilt und diese zur Mitarbeit aufgefordert werden. Falls inzwischen eine Vereinbarung zwischen den Frankfurter Vereinen und der „Brandenburgia“ erfolgt, könnte eine solche als Fundament für den Aufbau der Verbindungen mit anderen Vereinen benutzt werden, und dem gemeinsamen Arbeitsfeld für die Herausgabe der Brandenburgischen Landeskunde wäre eine gute Grundlage gesichert.“ — Hoffentlich werden von seiten der „Brandenburgia“ recht bald die nötigen Schritte unternommen, um eine Verbindung mit den beiden Frankfurter Vereinen zustande zu bringen.

Mit der Naturwissenschaftlichen Vereinigung in Guben, die einer Anregung des Frankfurter Vereins ihre Entstehung verdankt, hat letzterer bereits eine Vereinbarung zu gemeinsamer Tätigkeit getroffen, und beide Vereine haben sich daraufhin gegenseitig Besuche abgestattet. Das Mitglieder-Verzeichnis des Gubener Vereins und Berichte über die Vereinstätigkeit in den Jahren 1894—1902 haben in dem 20. Band des „Helios“ Aufnahme gefunden, desgleichen die Berichte über die Sitzungen der Photographischen Abteilung, die sich aus Mitgliedern des Naturwissenschaftlichen Vereins in Frankfurt a. O. zusammensetzt.

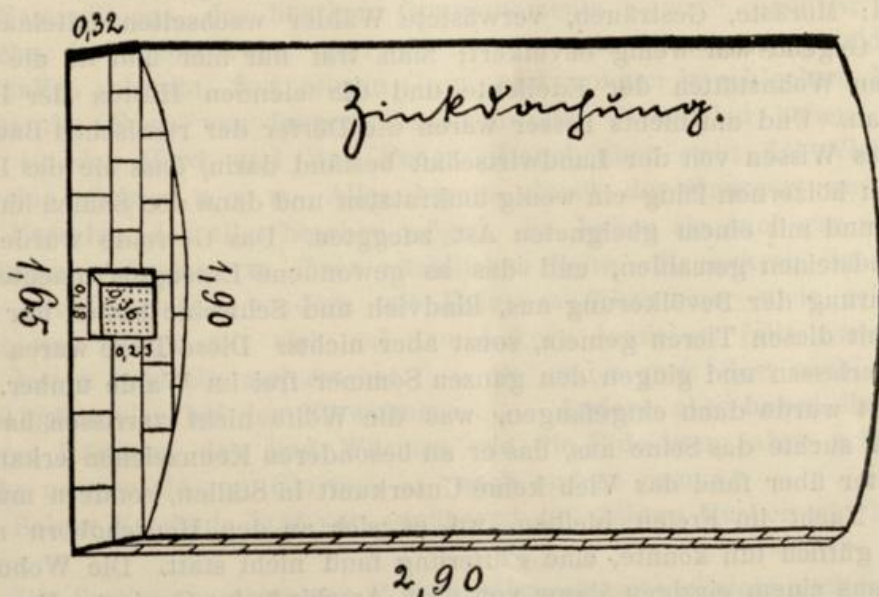
Ausserdem enthält der 20. Band eine Übersicht über die Zugänge zu den Sammlungen des Museums und zu der Vereinsbibliothek und ein Verzeichnis der auf die Mark Brandenburg bezüglichen naturkundlichen Schriften und Karten vom Jahre 1902, wobei ausser Naturkunde auch Heimatkunde, Volkskunde, Land- und Volkswirtschaft, Topographie, Touristik und Urgeschichte berücksichtigt sind. Es wäre wünschenswert, dass eine ähnliche bibliographische Übersicht im breiten Rahmen der brandenburgischen Heimatkunde auch im Monatsblatt der „Brandenburgia“ veröffentlicht würde, bei der grossen Zahl von Veröffentlichungen auf diesem Gebiet wäre eine solche Zusammenstellung jedem Freunde märkischer Heimatkunde sicher willkommen.

Von grösseren Originalaufsätzen enthält der 20. Band des „Helios“ eine Abhandlung über „Wasserkissen“ als Ursache plötzlicher Bodensenkungen in der Mark Brandenburg“ von Dr. C. Oehsenius-Marburg, in der über die Entstehung der eigenartigen Erscheinung an verschiedenen Beispielen genaue Mitteilungen gemacht werden, einen zweiten Nachtrag zu Huths Flora von Frankfurt von Dr. A. Brand und einen Bericht über Prähistorische Funde aus Frankfurt a. O. und Umgebung im Jahre 1902 von M. Klittke. Der letzte Bericht beschäftigt sich mit Funden aus den Gräberfeldern bei Gräden a. d. Eilang, bei Cliestow (Kr. Lebus), bei Lossow und bei Boossen (beide Kr. Lebus) und mit einem



Fund aus der „Gelben Presse“ in Frankfurt und ist durch 4 Tafeln illustriert. Zum Schluss ist ein Gesamt-Inhalts-Verzeichnis der Bände XI—XX des „Helios“ beigelegt. Dr. Gustav Albrecht.

**Zigeunergrab.\*)** Auf dem Kirchhofe zu Vetschau befindet sich ein Grab (siehe Zeichnung), von dem die Leute erzählen, dass dort ein Zigeuner-könig begraben läge. Die Gruft ist vollständig ausgemauert, durch eine eiserne Flügeltür am Fussende gelangte man in dieselbe. Im Deckel des Sarges befindet sich über dem Gesicht eine Glasscheibe, auf dem Sarge steht ein Pferd aus Gips mit einer schwarzen Decke behangen. Die Gruft, in welcher einige Stufen hinunterführten, ist vor etwa drei Jahren vermauert



worden, weil durch Kinder Steine und Unrat in sie hineingeworfen wurden. Früher sind häufig Zigeuner dort hingekommen, haben die Gruft geöffnet, am Sarge ihre Gebete gesprochen und Geschenke für den Verstorbenen niedergelegt. Das Kirchenbuch der Landgemeinde Vetschau giebt über den Toten folgende Auskunft:

No. 27. Johann Wilhelm Pohl, Mechanikus aus Juliusburg im Kreise Oels starb in Weissagk, Alter 54 Jahr, 11 Monat 10 Tage. Hinterlässt Witwe und elf Kinder; gestorben am 7. Mai 1861, beerdigt 10. Mai 1861. Krankheit: Unterleibsschwindsucht; beerdigt auf dem Städtischen Friedhofe zu Vetschau. Scharnweber.

\*) Vergl. VII. Jahrgang, No. 9 S. 347.



**Altslavische Kulturzustände.** In meinem Vortrage über den Spreewald (Brandenburgia 1894, 247) habe ich hinsichtlich der so vielfach zutage tretenden Überschätzung der altslavischen Kultur der Wenden (sorbischen, serbischen Slaven) Norddeutschlands im früheren Mittelalter ausgesprochen: „Im grossen Ganzen werden jene Zustände ebenso gewesen sein wie bei den übrigen Slaven. Wenn man also abgelegene rein slavische Bevölkerungen erforscht, etwa im Innern Russlands, die wenig beeinflusst worden sind von westeuropäischen Dingen und zieht ab, was in ihrer Entwicklung, ihren Sitten und Anschauung ausgesprochen der Neuzeit angehört, so wird man so ungefähr ein Bild von den Menschen und Lebenszuständen der slavischen Zeit Norddeutschlands erhalten.“ Ich gebe hier eine Mitteilung der „Odessaer Zeitung“, die ich der Deutschen Tageszeitung (18. 3. 1903) entnehme. Dieselbe schildert anschaulich derartige Zustände. Die O. Z. schreibt: „Noch vor wenigen Jahrzehnten war Wolhynien zu einem grossen Teile eine Wüstenei: Moräste, Gesträuch, verwüstete Wälder wechselten miteinander ab. Die Gegend war wenig bevölkert; man traf nur hier und da die verwaorsten Wohnstätten der Edelleute und die elenden Hütten der Leibeigenen an. Und um nichts besser waren die Dörfer der russischen Bauern, Ihr ganzes Wissen von der Landwirtschaft bestand darin, dass sie das Land mit einem hölzernen Pflug ein wenig umkratzten und dann den Samen hineinstreuten und mit einem geeigneten Ast zueggten. Das Getreide wurde mit zwei Handsteinen gemahlen, und das so gewonnene Erzeugnis machte die Hauptnahrung der Bevölkerung aus, Rindvieh und Schweine hatten nur den Namen mit diesen Tieren gemein, sonst aber nichts. Diese Tiere waren sich selbst überlassen und gingen den ganzen Sommer frei im Walde umher. Im Spätherbst wurde dann eingefangen, was die Wölfe nicht zerrissen hatten, und jeder suchte das Seine aus, das er an besonderen Kennzeichen erkannte. Den Winter über fand das Vieh keine Unterkunft in Ställen, sondern musste Tag und Nacht im Freien bleiben, wo es sich an den Heuschobern nach Belieben gütlich tun konnte, eine Fütterung fand nicht statt. Die Wohnung bestand aus einem einzigen Raum von 6—8 Arschin\*) im Geviert. Das war zugleich Wohnstube, Küche, Futterstelle für Schweine, Gänse und Hühner und Schlafraum für die ganze Familie. Das Getreide wurde in Schobern aufgestapelt und im Winter nach Bedarf gedroschen. Das war die Wirtschaftsweise der russischen Bauern, ehe sie mit den Deutschen in Berührung kamen, und da, wo keine Deutschen sind, ist sie heute noch so. Dem Edelmann, der meist im Staatsdienst stand, war sein Gut eine Last. Es musste es einem Verwalter überlassen, der ebenso wenig von der Landwirtschaft verstand wie die Bauern auch. Der Edelmann hatte nur den Gewinn von seinem Gut, dass er den Wald schlagen liess oder es versetzte. Diesen Edelleuten nun erschienen die aus Polen (nicht Preussen) einwandernden Deutschen als willkommene Abnehmer ihres Landes, sei es durch Kauf oder durch Pacht. Es war beiden geholfen: der Edelmann war sein lästiges Gut los, und der Deutsche hatte Land. So entstand eine Kolonie nach der andern, Schulen wurden gebaut, und das Land mit verbesserten

\*) 1 Arschin = 0,7112 m.



Geräten bearbeitet. Auch Handwerker waren eingewandert. Der Unterschied in der Bearbeitung des Landes war gewaltig. Wo der russische Bauer 6—8 Pferde — und was für welche! — vor seinen Pflug spannen musste, da ackerte der Deutsche mit einem oder zwei Pferden vor seinem amerikanischen Pfluge und leistete doch mehr und bessere Arbeit. Wo früher Wolf und Eber hausten, da prangten nun herrliche Getreidefelder und wohlgebaute Kolonien. Da sah denn auch der russische Bauer bald den Unterschied und schaffte sich auch eiserne Pflüge und eisenachsene Wagen an. In wenigen Jahrzehnten hat deutscher Fleiss, deutsche Ausdauer und deutsche Kultur dies alles zu Wege gebracht. Wenn doch die Deutschhasser dies einmal einsehen möchten! Wären die Deutschen nicht nach Wolhynien gekommen, so wäre dieses zum Teil heute noch eine Wildnis.“

Herberstein berichtet von seinen österreichischen Gesandtschaftsreisen in Russland, in den Jahren 1516—1518 und 1526, und zwar „vom südlichen Teil Samogithiens, des heutigen Gouvernements Kowno“ (nach A. Nehring, Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1897, 92): „Sie (die Einwohner) kleiden sich gewöhnlich schlecht, fast alle in Grau, und wohnen in schlechten Häusern, welche die Form von langen Scheunen oder Viehställen haben. In der Mitte ist der Herd und das Feuer. Danebenher steht das Vieh: Ross, Schweine, Ochsen u. s. w. Alles herum, damit der Hauswirt und andere ohne Unterlass das alles besehen mögen. So haben sie auch gar selten ein abgetrenntes Zimmer zu ihrer nächtlichen Ruhe. Sie ackern ihr Erdreich nicht mit Pflugeisen, sondern mit Holz; es führt einer viele solche zugerichteten Hölzer mit sich auf den Acker, damit er, falls eines bricht, statt dessen bald ein anderes hat . . . So findet man dort noch bis heute viel Abgöttereien bei den Einwohnern . . . Andere aber haben ihre Götter in ihren Häusern, das sind Würmer wie die Eidechsen, aber grösser . . . Etliche nennen sie . . . Giovites . . . noch andere Szmya.“

Solche Zustände traf vor annähernd 400 Jahren Herberstein in Samogithien.

Die Smija war noch vor 25 Jahren, vereinzelt vielleicht noch heute, bei den serbisch (wendisch-slavisch) sprechenden Bewohnern des Oberspreewald und der sonstigen Niederlausitz ein sagenhaftes gefährliches äusserst giftiges Ungetüm nach Art der Ottern und Schlangen. Ihre Gefährlichkeit beweist eine Äusserung von ihr. Sie sagte einmal zur Rescheniza: „Otter, meine Base, wenn ich nur ein Auge hätte, dann hätte ich von den Leuten Brücken gelegt“ (Rješénica, moja šésénica, gaby ja jano oko méla, gaby ja wót tych luži mósty kladla) d. h. so viele Menschen todgestochen (mit der Zunge, nach alter Vorstellung), dass man von ihren Leichen, wie mit Holzknüppeln, Brücken, oder auch vielleicht Knüppeldämme, hätte legen können. Eine auffällige Wendung, die aber der Vorstellung älterer Zeit mit ihren damaligen Verkehrsverhältnissen näher lag als der unseren. So heisst es auch in einem tscherkessischem Volksliede alter Zeit (nach Bergé): „Die Leichname der getöteten Feinde kommen auf dem Felde zu liegen einer gedielten Brücke gleich. Sonst heissen bei den Lausitzer Serben zmija und rješénica Blindschleiche und Kreuzotter; zmij in der Oberlausitz, plon in der Niederlausitz und im Muskauschen der feurige Drache.



**Kossätensonne, Ossenplüasonne.** Der Mond hiess früher (in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) auf dem Lande im Teltow Kossätensonne, auch Ossenplüasonne (Ochsenpflügersonne). Diese Bezeichnung kam daher, dass ehemals die Pflüger sehr früh des Morgens begannen. Sie mussten schon um Uhr zwei, drei heraus aufs Feld und pflügen, wenn noch der Mond am Himmel stand und ihnen schien, wie die Sonne am Tage. Auch von einem mir selbst noch bekannten alten, gegen sich und andere harten, bäuerlichen Lehnschulzengutsbesitzer wurde mir von seinen Dorfgenossen öfter mitgeteilt, dass er vormals schon um zwei Uhr früh habe pflügen lassen. Beiläufig bemerkt wird im hiesigen Platt in Kossät das o betont, also entsprechend dem alten Kotsasse und nicht das ä wie von hochdeutsch Sprechenden.

Wenn die Sonne raff junk (unterging) und der Mond am Himmel stand, dann sagten die Leute: „Hüd wärrd et nich dusta, de Kossätensonne is all upp (bereits aufgegangen).“

Wenn die Bure abends alle zu Hause waren und das Vieh am Fressen, „denn hädd de Kossätensonne uppejän (aufgegangen). Denn hän de Kossäten irst noch uppen Roof (Raub) jejän unn hän beie Bure unn Amdslüde, de Büdensche (Beuthen) unn Wilmasdörpsche (von Wendisch-Wilmersdorf), Jras jeschnäden vörr sich.“

**Die Sonne an der Strippe.** Früher hatten sie die Redensart, wenn gegen Abend die Sonne im Sinken war: „Die Jungen (in einem entsprechend gelegenen Orte) haben die Sonne an der Strippe.“ Ebenso des Morgens.

„Früa, as noch det Veih hädd jehüdd geworden, aba nâ det Seperiren, unn de Sonne so lech wâr,“ dann haben sie gesagt: „Nu hebben de Ossenjungens de Sonne anne Strippe.“ (Die früheren Kulturzustände in dieser und der älteren Zeit des Hütewesens habe ich in meiner Schrift über das märkische Hirtenwesen eingehend dargestellt.)

Eine mir bekannte alte Frau aus Thyrow hütete als Mädchen die Ochsen in der Frühe um 3 Uhr, dann kamen später, wenn die Ochsen sich satt gefressen hatten, die Knechte, um sie zum Pflügen zu holen. Dann sagte sie vorher zu einer andern, die auch da hütete: „Nu werden sie balde kommen.“ Dann sagte die andere: „I! Ji hebben noch lange Tied, die Leiendörpschen Jungen, de mâken de Sonne irst an de Strippe.“ Das war um die Zeit, wenn die Sonne aufging. Oder: „De Leiendörpschen hebben de Sonne irst an de Strippe, nu is noch lange Tied tu huse tu kôamen.“ Wenn de Sonne raff war, sagten sie: „Rutsch hebben sei de Strippe raff jeloäten (heruntergelassen). Löwendorf bei Trebbin ist platt Leiendörp. In Wietstock sagten sie: „Die Jungen in Potsdam ziehen die Sonne an einer Strippe herunter.“ U. d. m.

#### Märkische Redensarten im Kreise Teltow.

1. Wenn der Wind sich abends legt und es still ist, dann sagten sie früher auf dem Lande: „Nu jeht da Wind med sien Wief tu Bedde.“

2. „Ilenspuet dut selten juet, is sieben Jahr nâ Bärme jewässt unn dänn hädde [in] de Stauendöre rin jefallen unn dänn hädde doch keene nich



jehädd," sagt man, wenn einer etwas macht und es soll rasch gehen und wird doch nichts. Eilensput (sputen = eilen, Verstärkung) war ausgeschiedt worden, um Bärme zu holen und hatte doch keine gebracht. In der Über-eilung war er zuletzt noch über die Stubenschwelle in die Stube gefallen.

3. „Wo da Halla (Heller) jeschlön is, jelt ha am mesten," d. h. „wo der Mensch geboren ist, hängt er am meisten an der Gegend und findet sie schön, wenn sie auch noch so ärmlich ist. Wenn z. B. jemand in die Fremde kommt und hat da keine Ruhe, dann sagen sie das zu ihm" (Erklärung von Landleuten). Tacitus sagt Germania, 2: denn wer . . . möchte in Deutschland sein wollen, dem Land ohne Schönheit mit rauher Witterung, traurig . . . in seinem Aussehen, es müsste denn einer da geboren sein.

4. „Har hädd en Erpelbuk," er hat einen Erpelbauch, d. h. einen dicken herunterhängenden Bauch.

5. „Ha foljet jlik hingann Lienossen," d. h. er folgt gleich hinter dem Ochsen an der Leine, beim Pflügen, so dumm ist er.

6. Fern-Neuendorf bei Sperenberg heisst im Volksmunde Schwart-Neuendorf, „weil früher alte Häuser da waren, war solch altes schwarzes Loch. Jetzt sind alle Häuser neu, es war zweimal Feuer da.“

7. „So oll wie 'ne Kuh, lernt man immer noch dazu.“

8. „Jäst De mei wat int Pöttken,  
Jäwe ick Dei wat in Kröppken.“

So sagten Mädchen oder Frauen beim Melken zur Kuh. Giebst Du mir was ins Töpfchen, gebe ich Dir was ins Kröpfchen (Futter).

9. „In Jüterbock ist das Hemde länger wie der Rock," sagten sie früher in Nuthedörfern, „weil sie auf den Dörfern des Flemming kurze Röcke tragen.“

10. „Du verfrierst noch in de Hundstage," sagte man zu frostigen Menschen.

11. „Freiersch dett sinn Heiersch, awa Nehmersch, dett sinn brave Kerle.“ Freiersch = Freiersche = Freier; Heiersch = Heuersche, d. h. Heuleute, gebildet aus Heu und der Endung sch, deren unser Platt sich mit grosser Leichtigkeit bedient. Heiersch sind solche, die „auf die Freite“ gehen, ohne ernstlich dabei an Heirat zu denken, wie das auf dem Lande und in städtischen Volkskreisen häufig ist. Ihrer sind eine Unmenge, soviel wie Heu. So die Erklärung im Landvolk. Nehmersch sind die, die wirklich ihren „Schatz“, die „Braut“ nehmen und heiraten; „sie sind zu loben.“ Ähnlich heisst auch in der serbischen Sprache der Niederlausitzer Wenden braś nehmen, und volkstümlich in einer Nebenbedeutung sebje braś (= sich nehmen) heiraten.

12. „Junges Blut, erspare Dein Gut,  
 Im Alter es nicht mehr schmecken dut.“

13. „Der Doktor und der Feldherr,  
 Die schreien: „Immer Geld her.““

14. Einen verheirateten Mann, „weil der so hinter die Frauen lief“, nannten sie Reihbuck (Rehbock).



15. „Φιν Μαργαρεθη (20. Juli) πισστ, δαν πισστ (regnet) es sieben Wochen.“ Ebenso am Rhein: „M. π. in die Nüsse, wenn es am 10. Juni regnet.“ Auch von Frau Harke wird bezüglich gewisser Steine gleiches gemeldet (Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 110). An Stelle der Frau Harke erscheint die faule Grethe (Margarethe) in den Zwölften zu Alexanderdorf, neben Harche und Harfe ebenda. (Vergl. auch M. Höfler, Kult. Calendarium, Zeitschr. d. D. u. Öst. Alpenvereins 1893, 200, 204). In den Wolken des Aristophanes sagt Strepsiades, er habe bei Regen geglaubt, „dass Zeus *διὰ κοσκίνου ἐρέειν*“ (W. Schwartz, Naturanschauungen, I, 260; II, 198). — Vergl. auch in der Edda Thors Fahrt nach Geirrodsgard (Skalda 18), wo der Fluss Wimur ähnlich anwächst.

16. „De Måd (Magd) med det ene Ore (Auge)“ nannte man früher scherzhaft die Nähnadel.

17. „Müll dut wie et will,  
Stroh macht det Land froh,  
Aber Moch, der kommt endlich doch.

Diese drei Zeilen sagte man früher in Hinsicht auf den Düngewert von Müll, Stroh und Moch. Die beiden ersten waren ganz allgemein bekannt, die dritte war jetzt nur vereinzelter nachzuweisen. Müll ist die Nadelstreu, die unter den Kiefern zusammengeharkt wird und als Streu für das Vieh dient (Brandenburgia 1896, 151), Moch, ein wendisch-slavisches Wort, heisst Moos (Br. 1896, 172). Der Sinn ist: „Müll ist nicht schön (kein guter Dung), man weiss nicht, ob es was bringt oder nüsich, es steht dahin. Stroh ist ein guter Dünger. Der Moch, aber nur das Waldmoos, das unter Bäumen uppert Hohe wächst, nicht Moos aus dem Sumpf, bringt etwas, und soll besser wie Stroh sein.“

18. „Schüne is en Rupennest.  
Ick bin jo lange jenuch drin jewest.  
Schünsche Bure rut!  
Det halwe Schüne is unse,“

sangen vormals unzufriedene Knechte im Dorfe Schünow.

19. Grünt die Esche vor der Eiche,  
Wird der Sommer ene Bleke (giesst nass).  
Grünt aber die Eiche vor der Esche,  
Wird der Sommer ene Wäsche.“

20. Ich bin mit mein wenig Geld,  
Bin vergnügt auf dieser Welt,  
Andere, die 's mit Scheffeln messen,  
Trauen sich nicht satt zu essen.

Eulenspiegel in der Nutheniederung, Kreis Teltow.

1. Eujensspiel war bei einem Bauer in Dienst als Knecht. Da frug ihn der Wirt: ob er auch säen kann. Da sagte Eulenspiegel „Ja wohl.“ Nanu schickte ihn der Bauer 'raus säen mit einer Fuhre Getreide. Da frug E. den Wirt, wie viel er sollte hinsäen. Da sagte der Wirt, er würde doch wohl



sehen, wie viel das Land trägt (d. h. was für Boden sei, und ob demgemäss dünn oder reichlich zu säen). Und E. nimmt die Säcke Getreide und schüttet sie immer aus, einen Sack beim andern. Nanu fährt er zu Hause und will noch mehr holen. Denn sagte der Bauer, ob er noch nicht genug hätte, und E. sagte: „Das Land trägt noch viel mehr. Da ist der Bauer mit raus gewesen und hat gesehen, dass er alles hat hingeschüttet auf eine Stelle. Da hat er den E. weggejagt.“

2. Uunschpeel war bei einem Herrn, einem Gutsbesitzer, als Kutscher und der Herr sagte zu ihm: „Hans, schmiere den Wagen.“ Da frug Eulenspiegel: „Den ganzen Wagen?“ Da sagte der Herr: „Ja wohl, den ganzen Wagen.“ Nanu fing er von der Deichselstange an und schmierte det Jansse voll. Da der Herr nu kam und wollte aufsteigen, war nichts zu machen; es war der ganze Wagen beschmiert. Da hat er ihn auch weggejagt.

3. E. gab sich als Schustergeselle aus und meldete sich beim Schuster als Geselle. Da frug ihn denn der Meister, ob er auch zuschneiden könnte. Sagte er, ja wohl, er könnte zuschneiden. Sagte der Schuster, er wollte ihm das Leder besorgen und E. sollte zuschneiden. Da frug E., was er denn alles sollte zuschneiden. Da sagte der Meister: „Wie der Hirte zum Tore raustreibt“ (d. h. allerlei Stücke Leder, so meinte der Meister). Nu fing er an, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, alles schnitt er aus. Wie nu der Meister kam und sah nach, hat er ihn tüchtig ausgeschimpft (gescholten) und hat ihn weggejagt, war er wieder brotlos.

4. Mal war E. beim Bäckermeister als Geselle und sollte Mehl sichten (sieben) auffen Abend. Es war sehr heller Mondschein. Da sagte der Meister, er könnte innen Mondschein sichten. E. geht 'rauf auf den Boden und sichtet das Mehl in den Mondschein, 'raus durch die Luke, wo der Mond hat geschienen (d. h. schüttete alles Mehl aus der Luke zur Mühle hinaus). Was E. hat gemacht, hat er alles verkehrt gemacht.

5. „Die Nachtfröste bleiben noch immer nicht aus,“ sagte E., weil (als) er zwischen Weihnachten und Neujahr aus dem Fenster 'raus kuckte.

6. Von Keschpannholt hat er Stricke gedreht (d. h. von dem Baste der Kespern. Bei den sauren Kirschen löst sich oft die Rinde ab).

7. Der alte Fritz hat dem Eulenspiegel das Land verboten. Da ging E. ausser Landes, hat sich einen Wagen gekauft und ein Pferd vor und Erde aufgeladen, und hat sich drauf gesetzt auf die Erde. So hat er vorn alten Fritz seine Türe vorbeigefahren. Da hat der alte Fritz gesagt: er soll doch nicht wieder in sein Land kommen, er hat ihm doch verboten. Denn hat E. gesagt: was er wollte, er wäre doch in sein Land, nicht in seins (alte Fritz seins). Denn hat er wieder fortgefahren, hat der alte Fritz nichts können machen.

8. Zwischen Tschernitz und Klein-Düben (Kreis Sorau) ist ein Graben, immer im Zickzack, den hat Hainspiegel ausgepflügt.<sup>1)</sup>

In der Neumark hat Markgraf Hans mit zwei schwarzen Stieren das Flüsschen Röhricke ausgepflügt, das im Zickzack läuft.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> W. v. Schulenburg, Wend. Volksthum 12. <sup>2)</sup> Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 35.



Im Oberspreewald hat der Teufel die Kschischoka, einen Nebenfluss der Spree, ausgepflügt mit einem Bullen. Davon ist die Kschischoka so krumm. Auch die Sprewa hat der Teufel „gepflügt“. <sup>1)</sup>

Nach der skandinavischen Edda <sup>2)</sup> pflügte die Göttin Gefion mit vier Ochsen Seeland ab, wodurch der „See Löger (Mälar)“ entstand.

Markgraf Hans fuhr in einem Wagen durch die Luft und über Wasser, ebenso der Schwarze, der Teufel, <sup>3)</sup> Markgraf Hans macht Fische wieder lebendig aus ihren Überresten, ebenso Thor seine Böcke, <sup>4)</sup> ebenso fährt der Ritter Kurt vom grossen Burgwall im Ober-Uckersee über Wasser und macht Fische wieder lebendig. Im Ungewitter verschwindet er und seine Burg. <sup>5)</sup>

Nur die alten Götter fahren mit Wagen durch die Luft, so Thor u. a. Wir sehen, wie in der Sage Eulenspiegel und Markgraf Hans gemeinsame Züge mit dem Teufel haben, und der Teufel ist, sicherlich sehr oft, Nachfolger eines alten Gottes. Noch Prediger Gryse in Rostock (1593) berichtet, <sup>6)</sup> wie die Landleute in Mecklenburg den afgade (Abgott) Wote (Wodan) bei der Ärnnte gefeiert, die Hüte abgenommen, die Sensen aufgerichtet und den Wodendüvel (Wodenteufel) angerufen und gebeten haben um eine gute Ärnnte für das nächste Jahr. <sup>7)</sup>

Des Uunschpeelsteens bei Wietstock wurde gedacht Br. 1897, 148. Auf ihm, einem Stein von der Gattung der Teufelssteine, hat Eulenspiegel Schuhe geflickt und Kegel geschoben. Ebenso, in der Gegend vom Hintersee bei Ramsau, gegenüber dem Heirats- oder Teufelsstein, auf einer Rasthütte sitzend nähte der Teufel einen Schuh mit einem Schuster um die Wette und warf ihn ärgerlich, als der Schuster eher fertig war, durch die Felswand des Teufelskopfes, wo man das Loch noch heute sieht. <sup>8)</sup> Im Teltow, wie vorher mitgeteilt, wird Eulenspiegel Geselle bei einem Schuster.

**Lüchtamändre.** 1. Irrlichter in Christinendorf. „In Christinendorf wohnten Leute, die hiessen Henkel. Wie Feuer im Dorf gewesen war, haben die alten Henkeln nach dem Feuer müssen rausbauen aus Dorf ganz alleine, und wo sie hinbauten, da war früher Busch. Da sind viele Lüchtermändre gewesen und sind bis auf die Hausschwelle gekommen, wenn die alten Henkeln die Türe haben losgemacht, und haben immer so gewippelt (gewippt). „De hebben uns nich wollt lieden dâ“, hat die alte Henkeln gesagt“ (als Sumpfgeister und alte Herren des Geländes, die nicht wollten, das andere ihr Land nahmen, wie der Wassermann oder Geist des Stromes nicht die Brücke will, und Opfer nötig sind beim Bau eines Hauses; die Geister haben ihre alten Gerechtsame).

2. Irrlichter in Saalow. „Es war ein Büdner, der war von auswärts nach Saale gezogen und wohnte nach Zossen raus. Da sind zwei einzelne Häuser, und hinter und vor den Häusern war damals Wiese. Da war einmal der alte Mann abends um 9 Uhr vorm Hause und, er hatte solche eigene Sprache,

<sup>1)</sup> W. v. S., Wend. Sagen 186. <sup>2)</sup> Gylfaginning, 1. <sup>3)</sup> Wend. Sag. 38; Nordd. Sag. 35, 33. <sup>4)</sup> Gylfag. 44. <sup>5)</sup> Br. 1896, 246. <sup>6)</sup> Grimm, Myth. <sup>7)</sup> Br. 1896, 246. <sup>8)</sup> Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1894, 252.



hat den Nachbar gerufen: „Du, Buer, komm ma rus, haste schon 'n Lüchtermännchen jesien? Auf Schulden alte Schlunken an Schlittken, da wuppelt er.“ Da haben sie denn beide gesehen. Es war da früher Sumpf und sind viele Lüchtermändre gewesen.“ Soweit die Volkserzählung. Schlunken war Flurname, so hiess das Landstück; also auf Schulzen seinen Schlunken, so hiess der Besitzer. Schlittken nannte der Alte die Schossen von abgehauenen Elsen, von deren Wurzelstöcken, denn früher standen Elsen dort.

„Lüchtermännchen waren bei Christinendorf auf den Wiesen in dem Moder, gingen am Soltpul bei Wietstock oder Grossschulzendorf (Brandenburgia 1897, 149) auf der Wiese, und waren noch Ende der sechziger Jahre bei der Berlineke-Kute“ bei Schünow (Br. 1897, 468).

Vereinzelt wurde auch Leuchtermann und Lichtermännchen gesagt.

„Kleine Kinder, wenn sie ungetauft sterben, das sind die Lüchtermännchen.“

„Lüchtermännchen sind die Seelen von solchen, die Unrecht getan haben, einen falschen Eid geschworen u. d. Sie müssen zwei Jahre so 'rumlaufen, auch als Hund, bis sie nach oben kommen (in den Himmel). Einer hat als Hund seine Bekannten angeredet, aber da darf man nicht drauf antworten.“ Dörfer der Nutheniederung (Kreis Teltow).

Lüchte heisst in unsrem Platt die Laterne, Lüchtermann also Laternenmann, weil man sich den Irrwisch als kleinen Mann mit einer Laterne dachte. So hiessen auch früher die alten Laternen, die auf der Vorderseite eine Scheibe von Kuhhorn hatten, im Oberspreewald Budlaternen, von slavisch blud = Irrlicht.

Es ist bereits (Brandenburgia 1897, 467, 472, 477) von mir berichtet worden, dass man wenigstens in einigen Teilen der Mark bei den Landleuten der Meinung war, die Irrlichter seien eine gallertartige oder schleimige Masse, und dass im Schwarzwald ein Irrlicht einen Ölfleck hinterliess. Für die erstere Ansicht kann ich noch aus Goethe eine Belagstelle beibringen. Im zweiten Teil von Goethes Faust (grosser Vorhof des Palastes) sagt Mephistopheles: „Irrlichter, fort! Du, leuchte noch so stark, Du bleibst, gehascht, ein ekler Gallert-Quark.“ Es scheint darnach auch in Mitteldeutschland in Volkskreisen auf dem Land jene Ansicht geherrscht zu haben.

W. v. Schulenburg.

**Zepernick bei Bernau.** Volkssage: Im dreissigjährigen Kriege wurde das Dorf Zepernick von schwedischen Reitern überfallen. Die Einwohner flüchteten beim Herannahen der Feinde und verbargen sich in einem zur Pfarre gehörigen Busch. Die Schweden plünderten nun das Dorf und steckten es dann in Brand. Als nach dem Abzug derselben die Bewohner zurückkehrten, fanden sie nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen vor. Doch hatten die aus Granitquadern erbauten Umfassungsmauern der Kirche und der aus demselben Material aufgeführte Turm dem zerstörenden Element widerstanden, ebenso eine „dreisplantrige“ Linde auf dem Kirchhofe. Dieser Baum ist vor einigen Jahren eingegangen. Er bestand aus 3 Stämmen, die einer gemeinsamen Wurzel entsprossen.



Unter „Splantern“ versteht man in Zepernick u. a. die durch einen Blitz aus einem Baumstamme gerissenen länglichen Holzstücke.

Mir ist ein ähnliches Wort in der Verbindung „splinterfaser-nackt“ bekannt.

O. Monke.

**Bauernspruch** (bezieht sich auf das Verhalten beim Gewitter.)

Den Eichen musst du weichen,  
Die Buchen musst du suchen  
Zu den Fichten musst du flüchten.

Gehört bei Liebenwalde am 22. 6. 02.

Monke.

NB. Eine vom Blitz beschädigte Buche habe ich noch nie gesehen; an der Wandlitzer Chaussee steht jedoch etwa 9 km nordwestlich von Bernau, nicht weit von der Dorfstelle Alt-Liepnitz eine Kiefer mit einer Blitznarbe in der Borke. Bei der recht häufig getroffenen Eiche verursacht der Blitzschlag gewöhnlich nur oberflächliche Risse, die nicht tief ins Holz eindringen; dagegen habe ich bei Pappeln wiederholt sehr tiefe Furchen beobachtet, die vom Blitzschlag herrührten.

Der Blitz soll besonders gern in die Pyramidenpappeln fahren. — Unsere Leser werden bezüglich der Rot- und Weiss-Buche um Angabe von Blitzschlägen gebeten.

O. Monke.

**Der „Tote Mann“ bei Wubiser.** Wie Herr Rektor Dittschlag (Pankstr. 7/8) erzählt, liegt in der Nähe der Bahn, die von Wriezen über Wubiser führt, im Walde ein Reisighaufen, welcher zum Andenken an einen vor etwa 15 Jahren von Wilddieben an einem Förster verübten Mord dort errichtet wurde. Man erblickt diesen „Toten Mann“ von der Bahn aus und bemerkt auch ein daneben aufgestelltes kleines Holz-Kreuz. Die Leute sagen, der Förster sei an der Stelle begraben worden. Man sieht, „mit altem Brauch wird nicht gebrochen.“

Monke.

**Kolonie Kreuzbruch b. Liebenwalde.** Auf meine Frage an die Eingeborenen nach der Bedeutung des Namens erhielt ich folgende Antworten:

1. „weil et so rum liegt wie'n Kreuz.“
2. det hat der olle Fritze so gedoft.
3. et muss doch'n Namen haben.

O. Monke.

## Berichtigung.

S. 166 muss es heissen:

Z. 24 statt 1902: 1903 und Z. 28 statt 14 Mk.: 7 Mk.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.